

Wirtschaft

Disney könnte mit Apple fusionieren? Das wünscht sich jedenfalls der neue Chef > Seite 23



FUSSBALL

Mit Gefühl

Der Fall Hertha BSC und die WM in Katar zeigen: Fußball ist kein normales Wirtschaftsgut

Viel Geld hilft nicht automatisch viel“, sagte mal der ausgewiesene Fußballexperte Thomas Hitzlsperger zum schwierigen Verhältnis zwischen Sport und Wirtschaft. Wenn überhaupt, erhöhe Geld lediglich die Wahrscheinlichkeit auf Erfolg im Fußball, fügte er noch an. Das stimmt: Viele wollen groß mitverdienen im großen Showgeschäft des Fußballs. Doch so einfach ist das nicht, es geht sogar ziemlich oft ziemlich schief, wie gerade zwei besonders prominente Fälle zeigen: Die gerade laufende Fußball-Weltmeisterschaft in Katar und der Abschied des Investors Lars Windhorst bei Hertha BSC Berlin, der seine Anteile nun an einen amerikanischen Finanzinvestor verkaufen will.

Klar ist: Fußball ist ein Milliardengeschäft, die weltweite Aufmerksamkeit ist nach wie vor hoch. Das zieht natürlich die Wirtschaft an – als Werbungstreibende, als Sponsoren und als Investoren. Fußball steht für große Emotionen, das ist die enorme Chance, aber auch eine große Gefahr. Denn Emotionen sind unberechenbar. Unternehmen aber mögen eigentlich Sicherheit und Konstanz. Der Erfolg einer Investition, sei es direkt in einen Fußballklub oder in eine Marketingaktion, soll verlässlich und kalkulierbar sein. Genau das funktioniert im Sport aber nicht immer. Fußball ist eben kein normales Wirtschaftsgut.

Geld alleine hilft im Fußball nicht, der Sport ist emotional, der Erfolg nicht garantiert

Beispiel Fußball-WM: Die anhaltende Kritik an Katar unter anderem wegen massiver Menschenrechtsverletzungen und das skandalöse Verhalten des Weltfußballverbands Fifa und seines Chefs Gianni Infantino werfen einen gewaltigen Schatten auf den Fußball. Es passiert das, was viele lange nicht für möglich hielten: Die Zuschauer wenden sich ab, die Einschaltquoten der Live-Übertragungen sind deutlich geringer. Für die Sponsoren, die viel Geld investieren, um vom vermeintlich positiven Image des Fußballs zu profitieren, ist das ein Alarmsignal. Der Handelskonzern Rewe etwa hat bereits seine Zusammenarbeit beendet und verzichtet ab sofort auf Werbung in Zusammenhang mit der Fußball-WM.

Beispiel Hertha BSC: Als vor drei Jahren der Investor Lars Windhorst ankündigte, viel Geld in den Bundesligisten aus der Hauptstadt zu investieren, waren die Hoffnungen groß. Plötzlich war die Rede von einem Big City Club, der nach dem Vorbild Madrid, London oder Paris in kurzer Zeit zu den ganz Großen gehören und in der Champions League spielen könnte. Was sich die Manager am Schreibtisch ausgedacht haben, ist so aber nicht eingetreten. Schlimmer: Die 374 Millionen Euro, die Windhorst mitgebracht hat, sind weg, Hertha rangiert in der Bundesliga-tabelle derzeit nicht weit von einem Abstiegsschritt entfernt (während der Stadtrivale Union mit einem deutlich kleineren Etat weit oben steht).

Die Gründe für die gigantische Geldvernichtung sind vielfältig: Schlechtes Management, mangelnde Erfahrung von Windhorst im Fußballgeschäft, keine Strategie. Das Beispiel zeigt aber auch, dass schneller Erfolg im Fußball mit Geld in der Regel eben nicht zu kaufen ist. Das zeigt auch das Beispiel Katar: Das Emirat hat nicht nur in die WM, sondern auch in den Pariser Verein PSG Milliarden investiert, für einen Triumph etwa in der Champions League hat es bislang aber nicht gereicht.

Nun soll sich auch bei Hertha BSC der Nächste versuchen. Vor Windhorst war bereits die internationale Beteiligungsfirma KKR an Bord, jetzt also der Investor 777 Partners mit Sitz in Miami, der an weiteren Fußballklubs beteiligt ist. Stimmen alle zu, wäre es die bisher größte Übernahme eines Bundesligisten durch einen ausländischen Investor. Ob der es schaffen wird, aus der Beteiligung ein lukratives Investment zu machen, ist fraglich. Denn es braucht auch Einfluss. Die Investoren – übrigens auch die Geldgeber der WM in Katar – müssen auf schnelle Änderungen bestehen und sich einmischen. Ihr wichtigstes Druckmittel ist ihre wirtschaftliche Kraft. **Caspar Busse**



Caspar Busse interessiert sich schon sehr, sehr lange für Fußball.



Viele müssen die teils Hunderte Euro, die sie jetzt jeden Monat mehr ausgeben für Strom, Heizung und Lebensmittel, an anderer Stelle einsparen. Zum Beispiel bei Konzerten, beim Friseur oder beim Zahnarzt.

FOTOS: IMAGO (4)

Die Unbeschwertheit ist weg

Viele merken gerade schmerzlich, was Inflation bedeutet. Sechs Menschen erzählen, wie sie sich einschränken müssen, weil sie weniger Geld zur Verfügung haben

Von Felicitas Wilke und Paulina Würminghausen

Die Inflation ist den meisten Menschen bis vor Kurzem eher im Schulbuch der Tochter begegnet als im Alltag – oder ab und zu in den Nachrichten. Diese Zeiten sind vorbei. Wer auch nur hin und wieder Einkäufe erledigt, essen geht oder Abrechnungen checkt, merkt auf schmerzhaft Weise, was Inflation bedeutet. Viele müssen darauf reagieren und die teils Hunderte Euro, die sie jetzt jeden Monat mehr ausgeben für Strom, Heizung und Lebensmittel, an anderer Stelle einsparen. Sechs Menschen haben der SZ erzählt, auf welche kleinen und großen Dinge sie in der Krise verzichten müssen und wie sich ihr Leben verändert hat.

Joshua Kensy, 25, aus Berlin: Eigentlich gibt es ja mehr im Leben, als nur in der Bibliothek zu sitzen, für das Studium zu lernen und zu schlafen, sagt Joshua Kensy. Doch seit einigen Monaten

”

Es ist nicht schön, immer wieder nach Unterstützung zu fragen und zu betteln.“

Joshua Kensy Berlin

bekommt der Medizinstudent von diesem anderen Leben nichts mit. Er hat nicht genügend Geld dafür, andere Dinge zu unternehmen: ins Kino zu gehen. Oder in die Kneipe. Von Urlaub oder Essengehen ganz zu schweigen.

300 Euro bekommt Kensy jeden Monat von der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung, er hat dort ein Stipendium. Dann noch insgesamt 600 Euro von seinen Eltern und Großeltern. 500 Euro

davon muss er für die Miete abziehen. „Der Rest geht für Nudeln, Gemüse, Pesto, Käse und Brot drauf. Für andere Sachen ist dann einfach nichts mehr da“, sagt Kensy. „Luxus“-Artikel kann er sich nicht mehr leisten. Öl zum Beispiel oder Fleisch. Auch Gemüse ist mittlerweile oft zu teuer.

Momentan ganz oben auf seiner persönlichen Speisekarte: Nudeln mit Ketchup. Sooft es geht, isst Kensy mittags auch in der Uni-Mensa. Seit der hohen Inflation nimmt er sich dann eine Tupperdose mit und kauft gleich zwei Portionen, eine für abends. Viele seiner Freunde und Kommilitonen machen es genauso. Ob er mit seinen Eltern über seine Geldsorgen gesprochen hat? Ja, schon, sagt Kensy. „Aber es ist nicht schön, immer wieder nach Unterstützung zu fragen und zu betteln.“

Daniela Hirt, 52, aus Oldenburg: Was die Inflation für sie bedeutet, ist Daniela Hirt kürzlich am Kühlregal bei Edeka bewusst geworden. Die Biomilch, zu der sie sonst immer gegriffen hatte, kostete plötzlich 50 Cent mehr als vorher. „Ich dachte, ich falle um, als ich das gesehen habe“, sagt Hirt. In dem Moment sei ihr klar geworden: Mit Bio-Produkten war es das erst mal.

Daniela Hirt ist Diplom-Sozialpädagogin und alleinerziehende Mutter von drei Kindern. „Ich habe immer viel gearbeitet und bin zum Glück nie unter die Armutsgrenze gerutscht“, sagt sie. Es habe immer mal wieder Phasen gegeben, in denen ein Urlaub finanziell gerade nicht drin gewesen sei, das schon. Aber gleichzeitig hatte sie das Privileg, bei Dingen, die ihr wichtig waren, nicht jeden Cent umdrehen zu müssen.

Zum Beispiel bei Lebensmitteln. „Ich habe immer Wert auf gesunde Ernährung und gute Tierhaltung gelegt“, erzählt Hirt. Also ging sie auf den Wochenmarkt, griff im Supermarkt zu den Bioprodukten und kaufte ihr Brot beim Bäcker ein. „Diese Unbeschwertheit ist jetzt weg.“ Sie beginnt zu rechnen, sie merkt, dass sie nervös wird, wenn eines ihrer Kinder neue Schuhe braucht. Und sie spürt mehr als bislang, welcher Druck auf ihr als Alleinverdienerin lastet. „Wenn man zu zweit ist, kann man sich gegenseitig finanziell aus helfen. In unserer Familie ist alles von meinem Gehalt abhängig. Das gibt einem ein Gefühl der Enge“, sagt Hirt.

Hannelore Ziegler, 87, aus Brandenburg:

Nach dem Zweiten Weltkrieg sei es schon knapp gewesen, sagt Hannelore Ziegler. „Aber so knapp wie jetzt war es noch nie.“ Vorher konnte sie sich einmal die Woche ein Stück Wurst kaufen, jetzt geht das kaum noch. „Friseur kannste auch vergessen“, sagt die Rentnerin. Sie sehe momentan aus „wie eine Wilde“. „Da darf ich gar nicht mehr in den Spiegel schauen.“

”

Friseur kannste auch vergessen. Ich sehe aus wie eine Wilde.“

Hannelore Ziegler Brandenburg

Ziegler war ihr Leben lang Hausfrau, abgesehen von ein paar kleineren Nebenjobs. Für ihren Mann sei es wichtig gewesen, dass sie zu Hause ist, wenn die Kinder von der Schule kommen. Er war Maler, mit 57 konnte er wegen seiner Lunge nicht mehr weiterarbeiten. Seit 14 Jahren muss sie sich nun alleine durchschlagen, sie bekommt nur eine kleine Rente. Das Sparen ist sie also gewohnt – nur nicht in diesem Ausmaß. Einmal die Woche geht sie zur Tafel, dort bekommt sie die wichtigsten Dinge. Milch, Butter, so was. Wenn sie gut haushaltet, bleiben ihr seit Inflation und Energiekrise noch 14 Euro im Monat über.

Thorsten Kosakewitsch, 56, aus Lemgo: Wenn die Menschen plötzlich aufs Geld schauen müssen, dann sparen sie oft am vermeintlichen Luxus. Essen muss man, zumindest irgendwas. Wohnen muss man, zumindest irgendwie. Ins Kino, auf ein Konzert, ins Theater? Nicht unbedingt. Die bittere Ironie an der Sache ist: Obwohl Thorsten Kosakewitsch selbst ein Kulturschaffender ist und um den Wert von Kunst weiß, muss auch er mittlerweile

an dieser Stelle sparen. Als Berufsmusiker und Gitarrenlehrer kennt Kosakewitsch seit fast drei Jahren nur noch Krise. Er spielt in einer Partyband und bildet mit seiner Frau Claudia ein Duo: sie am Saxophon, er an der Gitarre. Als das Land im Frühjahr 2020 in den ersten Lockdown ging, fielen eine Feier und ein Festival nach dem anderen aus, auf denen die Kosakewitschs hätten spielen sollen.

Sein Geld verdiente er fortan und bis heute vor allem mit seinem Job als Honorarkraft an drei verschiedenen Schulen. Als Musiker tritt er nur noch selten auf. Ab und zu geht Kosakewitsch noch ins Kino und tritt alle paar Monate bei offenen Bühnen auf, wo er nebenbei Musikkollegen bei der Arbeit zusieht. Aber viel Geld für Konzerte kann auch er nicht mehr ausgeben. Nächstes Jahr tritt die Hardrock-Band *Def Leppard* in Hannover auf, „seit Jahrzehnten eine meiner absoluten Lieblingsbands“, sagt Kosakewitsch. Der Stehplatz kostet 99 Euro. „Für zwei Tickets, 180 Kilometer hin und zurück mit dem Auto und einmal essen gehen ist man da schnell bei 300 Euro“, rechnet er vor. „Das geht gerade einfach nicht.“

Sandra Brock, 54, aus Dinslaken:

„Schön geht anders“, so bewertet Sandra Brock mit Ruhrpott-Humor die drohende Situation in ihrem Gebiss. Aus zwei ihrer Backenzähne sind die Füllungen herausgebrochen. Der Zahnarzt muss die Zähne ziehen, wenn sie sich keine Kronen für 4000, vielleicht auch 5000 Euro machen lässt. „Aber ich weiß gerade wirklich nicht, woher ich das Geld dafür nehmen soll“, sagt Brock.

Seit mehr als 30 Jahren arbeitet sie als Tanzlehrerin für orientalischen Tanz. „Es ist der weltchönste Beruf“, sagt sie. Doch die vergangenen Jahre waren hart. Erst kam die Pandemie: Über Monate hinweg konnte sie keinen Unterricht geben und musste ihre Tanzschule aufgeben. Inzwischen ist sie Unterrichtsleiterin in anderen Räumlichkeiten. „Während der Pandemie haben sich viele ein anderes Hobby gesucht“, sagt Brock.

Von denjenigen, die blieben, melden sich jetzt die ersten ab – wegen der stark gestiegenen Preise, die vielen Sorgen bereiten. Sie trainiert ausschließlich erwachsene Frauen, darunter viele Mütter – „und damit die Menschen, die in einer Familie meistens als erste zurückstecken“. Und jetzt auch noch die beiden Rentnie-

rungsbedürftigen Zähne. Sie habe immer Wert auf ein gepflegtes Aussehen gelegt, sagt sie. Das gehöre ja auch irgendwie zu ihrem Job dazu. „Doch bevor ich mich verschulde, hab’ ich vielleicht wirklich lieber Mut zur Lücke.“

Theres Nieder, 82, aus dem Bayerischen Wald:

Einmal nur in ihrem Leben möchte sie für eine Woche an die Ostsee fahren. Das würde Theres Nieder schon reichen, sie braucht nicht viel. „Aber die Ostsee bleibt ein Traum“, sagt die Rentnerin. Der letzte Urlaub ist sehr, sehr lange her, als die Kinder aus dem Haus waren und sie nicht mehr nur Gelegenheitsjobs hatte, sondern endlich Vollzeit als Verkäuferin arbeitete.

”

Ich komme, Gott sei Dank, mit sehr wenig aus. Was hilft einem das Jammern.“

Theres Nieder Bayerischer Wald

Nieder ist seit 50 Jahren geschieden, als alleinerziehende Mutter hatte sie nie viel Geld. „Ich komme, Gott sei Dank, mit sehr wenig aus“, sagt sie. Sonst hätte sie ihre Kinder gar nicht durchbringen können. Es wäre trotzdem so schön, ab und zu mal spontan ein Kleidungsstück zu kaufen, erzählt sie. Das ging schon vorher selten, seit der Inflation und der Energiekrise aber gar nicht mehr. Nieder heizt mit Strom, und der ist teuer geworden, sehr teuer. Wie sie die ganzen Stromkosten in Zukunft stemmen soll, das weiß sie noch nicht. Aber sie versucht, auf die kleinen großen Dinge im Alltag zu verzichten. Sie trinkt etwa keinen Kaffee mehr. Bei größeren Anschaffungen wie einer neuen Gefriertruhe helfe ihr der Verband „Ein Herz für Rentner“. Trotz allem ist sie zufrieden, sagt Nieder. „Was hilft einem das Jammern.“